

überlassen; jetzt scharten sie sich fester zusammen und bekämpften die Lehren der Revolution in unabhängigen Zeitschriften. Bald darauf trat die ultramontane Partei, eine geschlossene, weithin über Deutschland verzweigte Macht, mit einem Schlage auf den Kampfplatz. In der liberalen Welt wogten die Wünsche und Gedanken noch wirr durcheinander, aber einzelne Sätze der Parteidoktrin wurden allmählich zum Gemeingut aller, und selbst dem noch völlig unklaren Einheitsdrange der Nation zeigte sich in weiter Ferne endlich ein erkennbares Ziel, seit süddeutsche Liberale zuerst von einem deutschen Parlamente und von der preussischen Hegemonie zu reden wagten.

In so krankhaft erregter Zeit mußte die Dichtung verwildern. Der gespreizte, grelle und dennoch kraftlose Feuilletonstil verdrängte den Adel der Form, die rohe Tendenz den künstlerischen Gedanken, alles was deutschen Herzen heilig, wurde von den literarischen Helden des Tages beschmutzt und verhöhnt. Doch bis zu den Höhen der deutschen Bildung schlugen die schlammigen Wellen dieses Radikalismus nicht empor. Eben jetzt erschien Goethes letzte und tieffinnigste Dichtung; unbeirrt durch das Geschrei des Marktes schritten Böckh und Ritter, die Brüderpaare Grimm und Humboldt ihre Bahn; in Ranke's Werken bewährte die Kunst der Geschichtschreibung ihre Meisterschaft; Dahlmann vertiefte die liberale Parteidoktrin und befruchtete sie mit den Ideen der historischen Rechtsschule; die Theologie wurde durch einen leidenschaftlichen Parteikampf aufgerüttelt und gezwungen, den historischen Unterbau ihrer Lehren einer schonungslosen Kritik zu unterwerfen; auch in den exakten Wissenschaften traten junge Talente auf, den Wettlauf mit dem Auslande zu wagen. Also blieben auch in diesem Jahrzehnt, das selber friedlos so viel Unfrieden säte, die schöpferischen Kräfte unserer Geschichte noch immer wirksam. —

Das Nahen einer großen Umwälzung war von einsichtigen Beobachtern der französischen Zustände längst vorausgesehen. Sobald König Karl X. das gemäßigte Ministerium Martignac hatte berufen müssen, erlangte der Liberalismus wieder die Herrschaft über die öffentliche Meinung, und er griff um sich mit unwiderstehlicher Gewalt; denn eine gänzlich demokratisierte Gesellschaft gleicht einer Herde, die beiden lebendigsten Kräfte des modernen französischen Charakters, der Nationalstolz und die sittliche Feigheit, führen jeder augenblicklich obenauf kommenden Partei täglich neue Anhänger zu. Damals schon schrieb der preussische Gesandte von Werther: „Setzt die ultramontane Partei zur Macht berufen, das heißt Frankreich einen unverzeihlichen und ungeheueren Schritt zur Revolution hin machen lassen; denn diese Partei würde, verabscheut von der Nation und unfähig, sich am Ruder zu halten, bald gezwungen sein, entweder einem ultraliberalen Ministerium zu weichen oder dem Könige den Umsturz der gegenwärtigen Verfassung anzuraten. Eine solche Tat



muß aber unfehlbar die Regierung des Königs, die Bourbonen und Frankreich selbst in den Abgrund reißen.“*) Jener unverzeihliche Schritt zur Revolution geschah, und die Verblendung der liberalen Parteien trug die Schuld daran.

Großes hatte Frankreich der Herrschaft seines wiederhergestellten Königtums zu verdanken. Wunderbar leicht wurden die Leiden der Kriegsjahre überwunden, der Volkswohlstand und das geistige Leben blühten fröhlich auf, Heer und Haushalt standen wieder in guter Ordnung; die Charte blieb unangetastet, die konstitutionellen Ideen schienen schon so fest mit dem Volke verwachsen, daß Niebuhr noch im Sommer 1829 sagen konnte, bei dem gegenwärtigen Zustande der Dinge sei an keine Revolution mehr zu denken. Vor kurzem noch hatte das Land drei Jahre lang die polizeiliche Aufsicht der europäischen Okkupationstruppen ertragen müssen, noch auf dem Nachener Kongresse wurde sein Minister von den vier Mächten wie ein Schulknabe zum Wohlverhalten ermahnt. Jetzt behauptete der Tuilerienhof wieder eine würdige, seiner Macht entsprechende Stellung in der Staatengesellschaft, um seine Freundschaft bemühten sich alle Großmächte, unter seiner Mitwirkung wurde die Schlacht von Navarin geschlagen und schließlich, durch den Zug nach Morea, die Unabhängigkeit Griechenlands gesichert. Der Verfassung treu und dem königlichen Hause ritterlich ergeben, durfte Graf Martignac wohl auf den Beistand aller gemäßigten Parteien zählen, als er der Charte durch eine freiere Gemeindeverfassung einen festen Unterbau zu schaffen unternahm; denn jedermann wußte, daß König Karl schon dies Ministerium nur ungern ertrug und nimmermehr den Liberalen noch weiter entgegenkommen würde.

Trotzdem wurde das Kabinett bei den Verhandlungen über die Gemeinderatswahlen von seinen natürlichen Freunden verlassen und zum Rücktritt genötigt. Der letzte ehrliche Versuch, das konstitutionelle Frankreich mit dem alten Herrscherhause zu versöhnen, war gescheitert. Der Eigensinn der Parteien trug den Sieg davon über die Gebote der Pflicht und der Klugheit. Auch die Ränkesucht spielte mit, jene alte französische Sünde, die, in den höfischen Rabalen des alten Jahrhunderts zur Meisterschaft ausgebildet, längst schon in die parlamentarischen Sitten der neuen Zeit eingedrungen war: Graf Molé und der Vertraute des Herzogs von Orleans, General Sebastiani schürten den Widerstand gegen Martignac, weil sie selber seine Erbschaft anzutreten hofften.***) König Karl meinte befriedigt: „ich sagte es ja, mit diesen Leuten ist nichts anzufangen,“ und betraute seinen Günstling, den Fürsten Polignac, mit der Bildung des neuen Kabinetts.

*) Werthers Bericht, 5. Juni 1828.

**) Werthers Bericht, 6. Dezember 1828.

Von Stund an änderte sich die Lage. Der König war in den ersten Jahren seiner Regierung nicht unbeliebt gewesen; jetzt sah er sich von allen Seiten her mit Schmähungen und Verwünschungen überhäuft. Der Schatten der Emigration stellte sich trennend zwischen Thron und Volk. Man entsann sich wieder, daß dieser König und die Polignacs einst, gleich nach dem Bastillesturme, zuerst das böse Beispiel der Auswanderung gegeben, daß sie jahrelang gegen ihr Vaterland gekämpft, daß die Sendboten des Pavillons Marsan noch lange nach der Restauration die fremden Mächte beständig zur Einmischung in Frankreichs innere Händel aufgestachelt hatten. Eine furchtbare Vergeltung sollte die beiden ersten Emigranten noch einmal für den alten Frevel des Landesverrats züchtigen. Vergeblich verwahrte sich Polignac in der Kammer davor, daß man zwei feindliche Völker in der einen Nation schaffen, das neue Frankreich von dem alten trennen wolle. Diese Trennung bestand schon längst. Die Kluft zwischen der alten und der neuen Zeit tat sich sofort wieder gähnend auf, als dieser Mann ans Ruder trat, der beschränkte, ehrliche, bigotte Ultra, der einst seine Verschwörungen gegen Bonaparte mit langer Haft gebüßt und in der Einsamkeit des Kerkers seine hart reaktionäre Gesinnung bis zum religiösen Fanatismus gesteigert hatte. Die Blätter der Opposition übertrieben stark, als sie nach der Juli-Revolution höhnisch bekannten, Frankreich habe fünfzehn Jahre lang Komödie gespielt; wahr blieb doch, daß die belebende Kraft der Monarchie, die Gesinnung angestammter Treue, trotz aller Huldigungen für „die unbestrittene Familie“, der ungeheueren Mehrzahl der Franzosen verloren gegangen war. Über den Wohltaten der Restauration vergaß dies Volk doch nicht, daß sein Königshaus die entscheidenden Tage der nationalen Geschichte im Auslande, im Lager der Feinde verlebt hatte. Den Bourbonen fehlte alles, was das Wesen der wirklichen Legitimität ausmacht: sie konnten sich weder auf eine große, dem ganzen Volke heilige Vergangenheit stützen, noch mit Gelassenheit in die Zukunft blicken. Zudem war jetzt, da das Land sich neu gekräftigt fühlte und die Wirren im Orient die Aussicht auf eine europäische Verwicklung zu eröffnen schienen, die übermütige keltische Kriegslust wieder erwacht. Vernichtung der Verträge von 1815 — so lautete der Ruf des Tages, und die Schuld dieser Verträge schrieb die von allen Parteien umschmeichelte und verwöhnte Nation nicht sich selber und ihrer eigenen Verblendung zu, sondern den Bourbonen, den Schützlingen des Auslands.

Angeichts der allgemeinen Erbitterung war das Ministerium Polignac von Haus aus unhaltbar. In diesem Lande der Volkssouveränität konnte sich keine Regierung mehr gegen den bestimmten Willen der Nation auf die Dauer behaupten; selbst Napoleon blieb nur so lange am Ruder als er glücklich war, als seine Siege die Eitelkeit des Volks befriedigten. Der berechtigte Haß gegen das Kabinett ward aber noch verschärft durch



die Macht der Doktrin. Die Selbstgefälligkeit des neuen Jahrhunderts rühmte sich gern, in diesen hellen Tagen sei die Parteibildung grundfänglich geworden und darum klarer, bewußter denn je zuvor; und doch blieb der Parteikampf jetzt wie zu allen Zeiten ein Kampf um die Macht, die moderne Sitte der Aufstellung theoretischer Programme erhöhte nur den Dünkel, die Unversöhnlichkeit der Fraktionen. Und selten hat eine hohle Doktrin so verderblich gewirkt wie jetzt in Frankreich die neue Lehre von dem allein wahren konstitutionellen Staate.

In den Anfängen der Restauration hatten nur vereinzelt Stimmen, zumeist aus dem Lager der Ultras, dem Könige die verfassungsmäßige freie Ernennung der Minister zu bestreiten gewagt. *) Damals erklärte Royer-Collard, der verehrte Führer der Doktrinäre: das Königtum hört auf an dem Tage, wo die Kammer ihm die Minister aufdrängt. Aber bald wendeten die Liberalen ihre Blicke nach England und bildeten sich die Meinung, die Parliamentsherrschaft der englischen Aristokratie müsse in das demokratisierte Frankreich übertragen werden. Thiers, der klügste Kopf unter den Urhebern der Juli-Revolution faßte die neue Lehre zusammen in dem Schlagworte: der König herrscht nur, aber er regiert nicht. Nach dem Siege gestand er unumwunden: in dem Augenblicke, da das Ministerium Polignac gebildet wurde, erhob sich „die große Frage des Repräsentativsystems, die Frage, worin sein ganzes Wesen enthalten ist, die Frage, die über sein Dasein oder Nichtsein entscheidet; es war die Frage: ist der König von der Mehrheit der Kammer unabhängig oder nicht? kann er die Minister außerhalb dieser Mehrheit wählen?“ Und noch deutlicher fuhr er fort: „Was wollten wir vor dem Juli? Die konstitutionelle Monarchie mit einem Herrscherhause, das ihre Bedingungen anerkennen und deshalb uns den Thron verdanken soll.“

Damit war der zweite doktrinäre Glaubenssatz der Zeit ausgesprochen. Die Verehrung für das tote Datum liegt in dem schablonenhaften Charakter der neufranzösischen Bildung tief begründet. Wie die Liberalen längst glaubten, in dem wunderbaren Jahre 1789 sei ihre neue Freiheit urplötzlich geboren worden, und mitleidig auf jede andere Nation herabsahen, wenn sie nicht auch ein 89 in ihren Annalen aufweisen konnte, so berauschten sie sich nunmehr an der neuen Heilswahrheit: Englands Freiheit sei erst durch die zweite Revolution von 1688 gesichert worden, folglich müsse auch Frankreich das Zeitalter seiner Revolution durch ein anderes 88 abschließen. Die Vergleichung hinkte auf beiden Füßen, denn wo war in Frankreich ein Schreckensregiment, das den Untaten des Blutrichters Jeffreys glich? wo ein mächtiger parlamentarischer Adel, der das Erbe des vertriebenen Königshauses antreten konnte? Dem oberflächlichen Doktrinarismus der Zeit genügten indes einige äußerliche Ähn-

*) S. o. II. 120.



lichkeiten, die allerdings in die Sinne fielen: in England wie in Frankreich war auf die Zeit der Bürgerkriege die Herrschaft eines genialen Tyrannen und dann, gegen den Willen des ruhmreichen Heeres, die Herstellung des rechtmäßigen Königshauses gefolgt; hier wie dort ward der alten, dem Erlöschen nahen Dynastie unerwartet noch ein Erbe geboren, hier wie dort stand ein unzufriedener Prinz lauernd neben dem Throne. Warum sollte nicht auch Frankreich sich die Freuden einer zweiten Revolution gönnen? sie hatte ja, wie Thiers gemütlich bemerkte, „nichts zu zerstören außer der Dynastie“!

Die Erbitterten wollten nicht sehen, daß allein in dem unbestreitbaren Erbrechte des königlichen Hauses der Ehrgeiz der Parteien seine letzte Schranke, die gesetzliche Freiheit ihre letzte Bürgschaft finden konnte. Für das leichtsinnige junge Geschlecht, das in den Schulen der neuen Universität herangewachsen war, hatte das Zeitalter der Revolution keine Schrecken mehr. Wie verführerisch erschienen die Greuel jener Tage in Thiers' gefeiertem Geschichtswerke; selbst in Mignets ruhiger gehaltenem Buche über die Geschichte der Revolution, einem Meisterwerke gedrängter, klarer, lebendiger Erzählung, schwieg die Stimme des Gewissens gänzlich; beide redeten, als ob eine rätselhafte Schicksalsmacht die ewigen sittlichen Gesetze des Völkerlebens fünfundzwanzig Jahre hindurch für die Franzosen außer Kraft gesetzt hätte. So verloren sich die liberalen Parteien in die Traumwelt einer Doktrin, die für unwiderleglich galt, obgleich sie von Widersprüchen strotzte, die sich monarchisch nannte, obgleich sie auf dem republikanischen Gedanken der Volkssouveränität ruhte. Man wähnte die Charte zu verteidigen und bestritt der Krone ein Recht, das ihr die Charte unzweifelhaft gewährte; man sprach von der Unverantwortlichkeit des Monarchen, von der Regierung seiner allein verantwortlichen Räte und behielt dem Volke doch die Befugnis vor, den König zu entthronen, falls er dem Willen der Kammern sich nicht beugte.

Dieser Doktrin der rechtmäßigen Revolution trat aber, ebenso leichtfertig und ebenso dünnköpfig, die Doktrin der rechtmäßigen Staatsstriche gegenüber. Auch König Karl steifte sich auf sein natürliches Recht: er wollte, so vermaß er sich, lieber Holz schlagen, als seine Krone ebenso tief wie die englische erniedrigen lassen. Für den ärgsten Fall hielt sein Polignac eine Rechtslehre bereit, die ersichtlich der jakobitischen Königskunst des Hauses Stuart nachgebildet war: da die Charte ein freies Geschenk der königlichen Gnade sei, so dürfte der Monarch jederzeit seine ursprüngliche Bollgewalt wieder an sich nehmen und einzelne Sätze der Verfassung beseitigen, um nachher wieder in den Weg des Gesetzes einzulenken; die Charte bestimmte ja selbst im Art. 14, daß der König die zur Sicherheit des Staates erforderlichen Verordnungen erlassen solle; und schon einmal, im Jahre 1816, war das Wahlgesetz, zur Befriedigung des Landes, durch eine königliche Ordonnanz einseitig abgeändert worden. Sicher

wie ein Nachtwandler schritt Polignac seines Weges. Bernstorff und selbst Metternich bezweifelten längst, ob er die Überlegenheit des Charakters und des Talentes besitze, um den ungleichen Kampf zu bestehen; er aber meinte wirklich, nur eine Handvoll Schreier gegen sich zu haben und beteuerte den fremden Gesandten: einer Mehrheit in der Kammer bedarf ich nicht, der Wille des Königs vermag in Frankreich alles.*) So stand Prinzip gegen Prinzip. Der versöhnliche Sinn, der die schwerfälligen konstitutionellen Formen allein zu beleben vermag, fehlte hüben wie drüben; beide Teile verfuhrten nach französischem Herkommen ohne Offenheit und verbargen ihre letzten Absichten.

Monatelang konnten die Minister unter Polignacs unfähiger Leitung zu keinem Entschlusse gelangen, sie besorgten gemächlich ihre Verwaltungsgeschäfte und wagten schlechterdings keinen tadelnswerten Schritt. Trotzdem verschworen sich die Blätter der Opposition, diesem Kabinett das Regieren unmöglich zu machen, und schwelgten in wütenden Beschimpfungen, die von der amtlichen Zeitung eben so heftig erwidert wurden. Der Streit ward täglich giftiger, eben weil die Regierung noch nichts verschuldet hatte. Bereits spürte man überall den Einfluß der Gesellschaft Aide-toi, die, aus Republikanern und Doktrinären gemischt, seit drei Jahren schon den Sturz der Bourbonen vorbereitete. In den Provinzen bildeten sich Vereine, um zur Steuerverweigerung aufzufordern für den möglichen Fall, daß der König die Charte verletzen sollte. Seit Neujahr 1830 gab dann Thiers mit einigen anderen jungen Talenten die Zeitung Le National heraus und entfaltete hier ungescheut das Banner der Trikolore. Eine Zeitlang hoffte Fürst Polignac, durch Erfolge der auswärtigen Politik die Aufmerksamkeit von den inneren Händeln abzulenken. Raum ins Amt eingetreten, legte er dem Könige einen großen Entwurf für die Neugestaltung Europas vor: darnach sollte die Türkei geteilt, der König der Niederlande in Konstantinopel, der König von Sachsen in Aachen untergebracht, Preußen durch Sachsen und Holland vergrößert werden, Frankreich endlich ohne Schwertstreich in den Besitz von Belgien gelangen. Aber der Friede von Adrianopel zerstörte die phantastischen Pläne, noch bevor sie den großen Mächten mitgeteilt waren. Nachher erhob sich ein Streit mit dem Dei von Algier; ein freundliches Geschick beschied den Bourbonen, noch wenige Tage vor ihrem Sturze durch einen kühnen und geschickten Angriff dem neuen Frankreich seine wichtigste Kolonie zu erobern. Doch selbst dieser schöne Erfolg brachte die Nation nicht ab von dem einen Gedanken, der sich ihres Geistes bemächtigt hatte.

Als der König am 2. März die Tagung der Kammern eröffnete, erklärte er in der Thronrede feierlich: er werde die geheiligten Rechte seiner

*) Bernstorff an Malzahn, 1. Februar, 1830. Berichte von Malzahn, 26. Januar 1830, von Werther 12. August 1829 ff.



Krone ungeschmälert seinen Nachfolgern vermachen und strafbare Umtriebe zu unterdrücken wissen. Er sagte nichts, was ihm nicht zustand, jedoch den erregten Hörern klangen seine Worte wie eine Drohung. Die Kammer antwortete durch eine unehrerbietige Adresse; sie beschwerte sich über das Mißtrauen des Monarchen und stellte den Grundsatz auf: die fortwährende Übereinstimmung der Ansichten der Regierung mit den Wünschen des Volks ist die unerläßliche Bedingung des regelmäßigen Ganges der öffentlichen Angelegenheiten. Derselbe Royer-Collard, der vormalig das parlamentarische Regierungssystem als den Tod der Monarchie bezeichnet hatte, verlas jetzt vor König Karl die Adresse, welche dies System für allein zulässig erklärte. Sofort befahl der König die Vertagung der Kammern. Welch ein wüster, unaufrichtiger, gegenstandsloser Zank brodelte wieder einmal aus dem Hexenkessel der keltischen Leidenschaft empor! Die Kammer verlangte von der Krone die Entlassung eines Kabinetts, das noch nichts getan, und der König trieb die Volksvertreter auseinander, bevor sie noch irgendeinen Vorschlag der Regierung verworfen hatten! Eben in diesen Tagen hanger Spannung schritt Viktor Hugos Hernani zum ersten Male über die Bretter, die formlose Ausgeburt einer überhitzten Phantasie; der jubelnde Beifall der Zuschauer bekundete, daß die Nation ihrer klassischen Ideale müde und auch eine literarische Revolution im Anzug war. Im Mai erfolgte die Auflösung der Kammer. Aus einem heftigen Wahlkampfe ging die bisherige Mehrheit, erheblich verstärkt, als Siegerin hervor, was außer dem Könige und seinen Vertrauten jedermann vorausgesehen hatte. Der Minister aber ließ sich nicht beirren, fester denn je war er von seinem Rechte überzeugt. Er sagte: der König würde, wie sein Bruder, das Schafott besteigen, wenn er uns entließe! — und betrieb nun erst ernstlich den Plan eines Staatsstreichs.*)

Von den fremden Gesandten hielt nur noch der Nuntius Lambruschini bei dem Freunde aus. Selbst Graf Apponni, der bisher der apostolischen Partei sehr nahe gestanden, zog sich, als die Entscheidung nahe, behutsam zurück, wie vorher schon Lord Stewart; Werther dagegen und Pozzo di Borgo hatten sich von vornherein zu diesem Kabinetts kein Herz fassen wollen. Die großen Mächte verdamnten alle die Haltung der Kammern, aber alle warnten auch vor der vermessenen Torheit eines Verfassungsbruchs.***) Es war vergeblich. Am 25. Juli unterzeichnete der König die verhängnisvollen Ordonnanzen, die auf Grund des vieldeutigen Art. 14 der Charte das Wahlgesetz abänderten, die Preßfreiheit suspendierten, die neu gewählte Kammer auflösten. Die Krone setzte sich selber ins Unrecht, gab ihren Feinden den erwünschten Vorwand als unschuldige Verteidiger der Verfassung aufzutreten. Am übernächsten Tage brach der Aufruhr

*) Werthers Bericht, 27. Juni 1830.

**) Bernstorff an Werther 14. Mai, Werthers Berichte 22. Mai, 10. Juni 1830.

in der Hauptstadt los. Während die Besitzenden, nach der unverbrüchlichen Gewohnheit der Pariser Bourgeoisie, sich in ihren Häusern versteckten, eilten die napoleonischen Veteranen und die republikanische Jugend aus den Schulen, den Fabriken, den Werkstätten — allesamt geschworene Feinde der Dynastie — freudig auf die Barrikaden. Dies alte Kampfmittel aus den Straßenschlachten der Hugenotten und der Fronde war vor drei Jahren wieder in Gebrauch gelangt und wurde wie alle die anderen Wunder neufranzösischer Freiheit von den Nachbarvölkern gelehrt aufgenommen, so daß in den nächsten zwei Jahrzehnten fast jede Hauptstadt des Festlandes sich einmal mindestens den Genuß eines Barrikadenkampfes vergönnte.

Am ersten Tage des Aufstandes erklang noch der Ruf: Es lebe die Charte; am zweiten hieß es schon: nieder mit den Bourbonen, es lebe die Freiheit, die Republik — oder auch Napoleon II.; dreifarbige Fahnen wehten überall, und zugleich begann der dem französischen Gemüte so wohlthuende Kampf gegen Stein und Erz, die königlichen Lilien wurden, wo sie sich nur zeigten, herausgehauen, abgerissen, besudelt, verbrannt. Nach drei Tagen gaben die schlecht geführten und nicht ganz zuverlässigen Truppen das Spiel verloren. Ein maßloses Selbstgefühl schwellte den Siegern die Herzen. Wie überschwenglich war, alle diese Jahre hindurch, die Heldentat der Bastillestürmer gepriesen worden, die feige Niedermezelung einer Handvoll Invaliden durch eine Pöbelmasse. Diesmal hatte das Pariser Volk wirklich einen schweren Kampf siegreich durchgeföhrt, mit Mut und Ausdauer, und nicht ohne ritterliche Hochherzigkeit; denn die Ausbrüche grausamer Wut, an denen sich besonders die Verwilderung der Gassenjugend offenbarte, blieben doch vereinzelt. Nun war dies Frankreich wieder das gelobte Land der Freiheit, berechtigt, durch die Propaganda seiner Revolution die dankbaren Völker zu beherrschen und zu beglücken. Jrgendeinen bestimmten Plan für die Zukunft hegten die Sieger der Julischlacht freilich ebensowenig wie der greise Lafayette, der, zum Befehlshaber der wiederhergestellten Nationalgarde erhoben, sich wieder selbstgefällig auf den Wellen der Volksgunst wiegte und wieder lediglich die hohlen Kraftworte seiner alten Menschenrechte zu wiederholen mußte. Nur der Haß gegen die Bourbonen, nur eine unklare revolutionäre Leidenschaft hatte diese jungen Radikalen auf die Barrikaden geführt.

Sofort nach der Entscheidung traten aber die Führer der parlamentarischen Opposition aus ihren Schlupfwinkeln hervor; die aufgelöste Kammer versammelte sich eigenmächtig, um den Straßenkämpfern die Frucht ihres Sieges zu entwinden. Der König verweilte unterdessen auf den Schlössern in der Umgegend der Hauptstadt; völlig entmutigt nahm er nunmehr (30. Juli) die Ordonnanzen zurück und versuchte ein gemäßigtes Kabinett zu bilden. Wenn unter den monarchischen Parteien noch einige Treue und Entschlossenheit lebte, so konnte nach diesem Eingeständnis des

begangenen Unrechts die legitime und konstitutionelle Ordnung auf lange hinaus gesichert werden. Aber Treue fand sich nirgends, klarer Entschluß nur bei den Männern, welche die Revolution von 1688 zu wiederholen gedachten. Das vergossene Blut schrie um Sühne, der wilden Rachgier schien die Regierung dieses Königs fortan unmöglich. Da wagten Thiers, Mignet und ihre Freunde zuerst, in Flugblättern die Krone für den Herzog Ludwig Philipp von Orleans zu verlangen. Hinter ihnen stand ein Unheil verkündender Name, der alte, von den Bourbonen undankbar zurückgesetzte Talleyrand; mit seiner untrüglichen Spürkraft ahnte er schon den Umschlag des Wetters und stand unbedenklich bereit, seine Segel wieder von günstigem Fahrwinde schwellen zu lassen.

Herzog Ludwig Philipp hatte sich, solange die Wage noch schwankte, im Parke von Neuilly verborgen gehalten und nur durch seine Schwester Madame Adelaïde, den einzigen Mann der Familie Orleans, mit den Sendboten seiner Anhänger unterhandeln lassen. Schwankend zwischen Angst und Begehrlichkeit ließ er sich endlich bereden, in die Stadt zu kommen. Dort übernahm er das Reichsverweseramte, das ihm die Kammern antrugen, und erschien mit der dreifarbigten Fahne in der Hand auf der alten Heimstätte der Pariser Aufstände, auf dem Altane des Rathhauses, wo er den General Lafayette vor allem Volk umarmte. Nachher gab der Held zweier Welten dem neuen Gewalthaber seinen Segen mit dem großen Worte: nunmehr ist der Thron von republikanischen Einrichtungen umgeben. Dem Könige gingen nun endlich die Augen auf; er ernannte den Herzog von Orleans auch seinerseits zum Generalstatthalter des Königreichs. Schon Tags darauf, am 2. August, verzichtete er für sich und den Dauphin auf die Krone; zugleich befahl er dem Generalstatthalter, die Thronbesteigung seines Enkels Heinrich V. zu verkündigen und die erforderlichen Anordnungen für die Zeit der Minderjährigkeit des jungen Königs zu treffen. Ludwig Philipp aber unterschlug diesen Befehl; er theilte der Kammer nur die Abdankung des Königs und des Dauphins mit. Von Heinrich V. sagte er kein Wort; die harmlosen Leute sollten glauben, daß die Bourbonen ihr Thronrecht aufgegeben hätten.

So erschlich er sich die Krone durch schlechte Künste und verriet seine Bettern, minder ruchlos vielleicht, aber ganz ebenso unritterlich wie einst sein Vater den sechzehnten Ludwig verraten hatte. Furcht und Ehrgeiz, die beiden beherrschenden Kräfte seines Charakters, wirkten diesmal zusammen; denn übernahm er nach seiner Fürstenpflicht die Statthaltertschaft für den jungen König Heinrich V., so konnte der Haß, der auf dem Namen der Bourbonen lastete, leicht auch ihn selber und das Haus Orleans vernichten.

Mit reißender Schnelligkeit eilte nun das Ränkespiel dem Schlusse zu; schon am 7. August wurde das Bürgerkönigtum Ludwig Philipps förmlich eingesetzt. Währenddem führte der entthronte König selber den

Leichenzug der alten Monarchie feierlich zum Lande hinaus; langsam, in kurzen Tagereisen zog er, umgeben von dem königlichen Hause und einer Schar getreuer Truppen, nach Cherbourg, um dann in England eine Zuflucht zu suchen. Unbekümmert um ihre Eide traten Heer und Beamtentum sofort in das Lager der Sieger über. Nur in der Vendee flammte die alte legitimistische Kampflust noch einmal auf. Die anderen Provinzen fügten sich ohne Widerstand; sie waren längst an die Diktatur der Hauptstadt gewöhnt, und sie fühlten, daß die Revolution in Wahrheit lediglich die Spitze des Staates umgestaltet hatte. Sein Wesen, das napoleonische Präfektursystem, blieb unverändert; nur die Kurbel der ungeheuren Verwaltungsmaschine wurde jetzt von anderen Händen bewegt: von den Händen der wohlhabenden Mittelklasse, die ihr Übergewicht in der Kammer gewandt ausbeutete, um eine bürgerliche Klassenherrschaft zu begründen, wie sie so unbeschränkt noch in keinem Großstaate der Geschichte bestanden hatte. Die goldenen Tage der Bourgeoisie brachen an. Die Demokratisierung der Gesellschaft brachte den Franzosen nicht, wie ihre Doktrinäre so oft geweißsagt, die Herrschaft des Talents, sondern die Herrschaft des Geldbeutels. Die Charte wurde sofort zum Vorteil der neuen herrschenden Klasse umgestaltet, obgleich die Liberalen doch behaupteten, für die Aufrechterhaltung der Charte gekämpft zu haben. Mit der legitimen Krone fiel auch die adlige Pairskammer hinweg; jedes politische Recht ward an einen hohen Zensus geknüpft und damit jeder Unzufriedene gezwungen, seinen Widerspruch zuletzt gegen das Eigentum selber zu richten. Dank dem Wahlgeseze, dank der Dreistigkeit amtlicher Wahlbestechung und Wahlbeherrschung gelangten fortan fast nur noch die Mitglieder der herrschenden Klasse in die Kammer; das parlamentarische Leben verflachte sich, die Beredsamkeit ward matter; der Parteikampf verlor Sinn und Inhalt, er bewegte sich nur noch um die Frage, welchen der ehrgeizigen Fraktionsführer die Ministerfessel zufallen sollten. Ebenso hart und hochmütig wie einst der alte Ritteradel schaute dies pays légal des neuen Geldadels auf die breiten Massen des Volkes hernieder und schmähte sie als die gefährlichen Klassen.

Der vierte Stand aber hatte schon einmal, in den Tagen des Konvents, Frankreich beherrscht und jetzt wieder durch seinen Barrikadenkampf das alte Königtum gestürzt; er hegte ein frühreifes Selbstgefühl und unauslöschlichen Groll gegen die escamoteurs de juillet, gegen die Reichen, die ihm das Heft aus der Hand gewunden hatten. Bedrückt und verwarhlost konnte er nichts hoffen von einer Klassenherrschaft, die das Elend der Kleinen Leute nicht einmal bemerken wollte, und erwartete sein Heil von den hochtönenden Verheißungen der neuen sozialistischen und kommunistischen Lehren. Blutige Arbeiteraufstände in Paris und Lyon bekundeten bald, welche Fülle des Jammers und des Hasses in diesen Niederungen der Gesellschaft angesammelt lag.



Die Regierung der Bourgeoisie war wie jede Geldherrschaft friedfertig, und sie entstammte doch einer Revolution, deren treibende Kraft in dem streitbaren Radikalismus lag. Erst unter diesem friedlichen Bürgerkönigtum hat der kriegerische Übermut der Franzosen seine höchste Ausbildung und auch, nach einem glücklichen Lustspiel Scribes, den neuen Namen des Chauvinismus empfangen. Alle Völker der Welt brachten dem Heldenvolke der großen Woche wetteifernd ihre Huldigungen dar; so einstimmig war selbst der Bastillesturm nie gepriesen worden. Wie hätten diese Weihrauchswolken den Franzosen nicht das Hirn betören sollen? Die große Mehrheit der Nation glaubte im Ernst, daß ihr als dem ausgewählten Volke nicht bloß das Recht des Aufstands, sondern auch das Recht des Krieges ohne jede Beschränkung zustehet; denn rings an ihren Grenzen wohnten Sklaven, die von ihr die Befreiung erhofften; Frankreichs Eroberungszüge galten immer nur dem Siege der Idee, sie ließen, wie der Nil den befruchtenden Schlamm, überall den Segen der Besittung und der Freiheit zurück; der junge Stamm des revolutionären Königshauses mußte mit Blut gedüngt werden, damit er festwurzele, und jedes Volk sollte es als eine Wohlthat dankbar hinnehmen, wenn die Franzosen ihm sein Herzblut für einen so erhabenen Zweck abzapften. So klang es tausendstimmig durch die Presse in ehrlicher Begeisterung.

Das neue künstliche Königtum aber, das alle diese gefährlichen Leidenschaften und sozialen Gegensätze bändigen sollte, war von Haus aus mit dem Fluche der Halbheit, der Unwahrheit geschlagen. Der Bürgerkönig verdankte seinen Thron weder dem historischen Rechte, noch wie Napoleon der gewaltigen demokratischen Macht der allgemeinen Volksabstimmung, sondern dem Beschlusse einer Kammer von zweifelhafter Gesetzmäßigkeit. Als rechtmäßiger Statthalter König Heinrichs V. konnte Ludwig Philipp gegen die fremden Mächte eine stolze, Frankreichs würdige Sprache führen; als König mußte er den Makel des Kronenraubes beständig entschuldigen und verstecken, ohne doch den revolutionären Ursprung seiner Gewalt geradezu zu verleugnen. Er nannte sich nicht Philipp VII., denn er war nicht ein rechtmäßiger Nachfolger König Philipps VI.; aber auch nicht Philipp I., denn er wollte nicht schlechthin als Usurpator erscheinen; also Ludwig Philipp, und nicht König von Frankreich, sondern König der Franzosen. Dieser Titel wurde von der gesamten liberalen Welt als ein absonderliches Kennzeichen konstitutioneller Glückseligkeit bewundert, obwohl sich auch Friedrich der Große auf seinen Münzen stets Borussiae rex genannt hatte; selbst den Ausdruck „Untertan“, der doch genau das nämliche bedeutete wie der allein erlaubte Name des Staatsbürgers, wollte der revolutionäre Hochmut nicht mehr hören.

Die Orleans mußten sich den Schein der Legitimität zu wahren suchen; ihre Hofblätter versicherten nicht ohne Grund, Ludwig Philipp habe den Thron bestiegen, weil er ein Bourbonne sei. Aber ebenso hart-



näckig beteuerten die Radikalen, die Vertreter des souveränen Volks hätten den König frei gewählt, obgleich er ein Bourbone sei; und in der That hatte er die Volkssouveränität anerkannt und feierlich ausgesprochen, daß er einen Vertrag, un pacte d'alliance mit der Nation geschlossen habe. Die neugestaltete Verfassung redete nach altem Brauche noch von der Erblichkeit der Krone; doch nachdem von den vier letzten Monarchen Frankreichs nur einer friedlich auf seinem Throne gestorben war, hatte diese Vorschrift bloß noch den Wert einer Redensart, und zum Überfluß wurde die Charte ausdrücklich „dem Mute und der Vaterlandsliebe der Nationalgarde und aller französischen Bürger anvertraut“ — das will sagen: dieser König war verantwortlich und konnte von Rechts wegen entthront werden, falls das souveräne Volk die Charte für verlegt hielt. Er besaß die höchste Gewalt nur auf Wohlverhalten, trotz des monarchischen Prunkes, der ihn umgab; darum nannte Odilon Barrot den Bürgerkönig die beste der Republiken.

In so schiefer Stellung konnte selbst ein Fürst von schlichtem Gradfinn und reinem Namen dem Rufe der Zweizüngigkeit kaum entgehen; wie viel weniger dieser vielgewandte Orleans, an dessen Hause noch der schlimme Leumund des nichtswürdigen Regenten und des Bürgers Philipp Egalité haftete. Ludwig Philipp war in den Grundsätzen der wissenschaftstolzen Aufklärung erzogen und hatte nachher als General der Republik an der Schlacht von Jemappes teilgenommen. Als er dann auswanderte, da fügte es sein gutes Glück, daß er trotz wiederholter Bemühungen doch keinen Einlaß in die Heere der Verbündeten erhielt; so konnte er sich mit einigem Scheine späterhin rühmen, niemals im Lager der Feinde Frankreichs gefochten zu haben. In den Jahren der Verbannung sammelte er auf weiten Wanderfahrten eine mannigfaltige Welt- und Menschenkenntnis, aber er entwuchs auch gänzlich den Überlieferungen des königlichen Hauses. Der Stolz des französischen Prinzen blieb ihm ebenso fremd wie das dynastische Pflichtgefühl; die Macht der Geschichte, das tausendjährige Recht der Capetinger erweckte in dieser trockenen Seele gar keine Ehrfurcht. Sobald die Stunde der Rückkehr schlug, war er als sorgsamer Hausvater zunächst darauf bedacht, das ungeheure Hausvermögen der Orleans, das gutenteils aus den Mieten der Spielhöllen im Palais Royal entstanden war, zurückzugewinnen und seiner Familie auf alle Fälle ein ruhiges Hauswesen zu sichern. Darum wendete er sich im Jahre 1821 insgeheim an Eugen Beauharnais und ließ ihm einen gegenseitigen Vertrag vorschlagen, kraft dessen jeder von beiden, falls ihn bei einer neuen Revolution das Glück begünstigte, dem anderen ungestörten Aufenthalt in Frankreich versprechen sollte; der Napoleonide zeigte sich jedoch ritterlicher, als der Bourbone, er lehnte ab, weil er gegebenenfalls nur die Herrschaft Napoleons II. ausrufen, also keine bindende Zusage geben könne. *)

*) An diesen Vorfall, dessen auch Du Cassé (Mémoires du prince Eugène, X. 285).



Da der Herzog mit seiner ganzen Weltanschauung dem neuen Frankreich angehörte, so täuschte er sich nicht über die gefährdete Lage der alten Dynastie, und schon nach den hundert Tagen erwog man in diplomatischen Kreisen die Möglichkeit seiner Thronbesteigung. Die jüngere Linie des königlichen Hauses bildete wieder den Mittelpunkt der Opposition, wie es im Geschlechte der Capetinger seit Jahrhunderten üblich war; liberale Börsenmänner, Abgeordnete, Schriftsteller verkehrten im Palais Royal, und P. L. Courier feierte den Herzog als den einzigen nationalen und liberalen Prinzen von Geblüt. In weitere Kreise drang sein Ruhm erst, als er seine Söhne gut bürgerlich in einem Pariser Lyzeum unterrichten ließ. Solange es Monarchen gab, war die Welt bisher der Meinung gewesen, daß Fürsten einer anderen Erziehung bedürfen als Untertanen, weil sie im Leben anderes leisten sollen. Der Gleichheitsseifer des liberalen Bürgertums setzte sich indes über die Lehren der Erfahrung leichtfüßig hinweg und pries den volksfreundlichen Sinn des Herzogs, obgleich seine Prinzen den besten Segen der öffentlichen Erziehung, den vollkommen freien Wettseifer der jugendlichen Köpfe und Fäuste, selbstverständlich niemals kennen lernten und an Hochmut ihren Standesgenossen nichts nachgaben. Als Ludwig Philipp zagend die Krone an sich nahm, da bedrückte ihn die frevelhafte Rechtsverletzung nur wenig; dem aufgeklärten, durchaus ungläubigen Sohne Philipp Egalités fiel es nicht allzuschwer, „die Linie der königlichen Vorurteile zu durchbrechen“, wie sein getreuer Thiers sagte. Um so ernstlicher beunruhigte ihn die Sorge um die Zukunft seiner Familie. Sein Eigentum mußte, nach dem alten, stets unverbrüchlich eingehaltenen Hausgesetze der Capetinger, im Augenblicke der Thronbesteigung von Rechts wegen an die Krone fallen. Der Bürgerkönig aber bekundete sogleich den kaufmännischen Charakter seines Regiments, indem er diesen stolzen königlichen Rechtsatz mit der Gewandtheit eines Börsenspielers umging: unmittelbar bevor er die Königswürde annahm, trat er sein Vermögen seinen Kindern ab und behielt sich nur die Nutznießung vor, die er denn auch mit Hilfe der befreundeten Bankfirmen sehr wirksam handhabte. Gleichwohl empfand er täglich den Fluch der Usurpation; ich sage Ihnen, wiederholte er beständig, meine Kinder werden kein Brot zum Essen haben.

Um sich zu halten, durfte er anfangs persönliche Demütigungen und demagogische Schliche nicht verschmähen. Er verstand sich dazu, die Lilien selbst aus seinem Familienwappen zu entfernen, er ließ den Wortschwall seiner süßen Reden unaufhaltsam spielen und verbeugte sich auf den Paraden verbindlich vor dem souveränen Volke. Bei zweifelhaftem Wetter

gedenkt, erinnerte Hortensia Bonaparte die Höfe, als Ludwig Philipp den Nachkommen Eugens den belgischen Thron streitig machte (Schreiben Hortensias an die Herzogin Auguste von Leuchtenberg, Rom 27. Jan. 1831, den Kabinetten von Wien und Berlin mitgeteilt Febr. 1831).

ging er zu Fuß durch die Straßen, in sauberer Bürgerkleidung, den Zylinder über dem feisten birnenförmigen Bankiersgesichte und der wohlgebürsteten Lockenperücke, und spannte, wenn der Regen eintrat, höflich seinen Schirm auf, um einen überraschten Bourgeois am Arme nach Hause zu geleiten. Nachher, da er sich auf dem Throne sicherer fühlte, mußte er die ehrgeizigen Parteiführer der Kammer gegeneinander ausspielen, damit unter dem Scheine der Parlamentsherrschaft sein persönliches Regiment gewahrt blieb. Er bemühte sich eifrig, seinem Hause die Gleichberechtigung mit den legitimen Höfen zu verschaffen und zügelte den kriegerischen Übermut der Nation, weil jeder Krieg die Revolution von neuem zu entfesseln drohte; doch zugleich benutzte er die Gefahr der Revolution als ein Schreckmittel, um auf die großen Mächte zu drücken und allerhand kleine anmaßliche Ansprüche Frankreichs durchzusetzen. So erhielt er sich lange ebenauf, seiner Mäßigung verdankten die Franzosen viele Jahre blühenden Wohlstandes; aber seine Regierung blieb immer nur ein unfruchtbarer Kampf ums Dasein, sie brachte dem Lande niemals einen neuen politischen Gedanken, sie bereitete durch die sündliche Vernachlässigung der arbeitenden Massen die schweren sozialen Kämpfe der Zukunft vor.

An dieser Revolution war nichts zu bewundern außer dem persönlichen Mute der Barrikadenkämpfer. Mindestens ebenso schwer wie die Vermessenheit König Karls wog die Schuld der liberalen Parteien. Sie hatten das gemäßigte Ministerium Martignac gestürzt und durch eine gehässige Opposition den König in eine solche Lage gebracht, daß er nur noch wählen konnte zwischen dem Staatsstreich und der förmlichen Anerkennung der Parlamentsherrschaft. Als dann der Verfassungsbruch durch die Abdankung des Königs gesühnt war, da wagten sie nicht einmal den Versuch, das Thronrecht der Dynastie zu retten. Die Briten beriefen sich, als sie die Stuarts vertrieben, auf den unanfechtbaren Rechtsatz, daß ein Papist nicht König von England, nicht Oberhaupt der anglikanischen Staatskirche sein durfte. Gegen die Regierung Heinrichs V. sprach schlechterdings kein Rechtsgrund, sondern nur der blinde Haß der Nation und die modische leichtfertige Doktrin, welche Mignet zusammenfaßte in dem Satze: nach einer Revolution muß auch der Thron ebenso neu werden wie alle übrigen Institutionen. Also ward das letzte schwache Band, das noch das neue mit dem alten Frankreich verkettete, unbedachtam zerrissen. Die Juli-Revolution schloß nicht das Zeitalter der Revolutionen, wie ihre Urheber frohlockten, sie eröffnete vielmehr die Bahn für eine unabsehbare Reihe neuer bürgerlicher Kämpfe; darum war sie, menschlich in vielem entschuldbar, durch ihre politische Wirkung die verderblichste der französischen Revolutionen unseres Jahrhunderts. Doch wie hätten die Zeitgenossen alle diese Folgen ahnen können? Am richtigsten urteilten vielleicht die preußischen Generale und eine kleine Anzahl von besonnenen Konservativen in Deutschland. Die Liberalen aller Länder hielten sich



an den Augenschein, sie sahen in dem Pariser Straßenkampfe nur die hochherzige, berechnete Nothwehr gegen den Verfassungsbruch, und da der Name: Verfassung zur Zeit überall einen unwiderstehlichen Zauber auf die Gemüther ausübte, das historische Recht der Dynastien aber von der herrschenden Doktrin sehr geringschätzig behandelt wurde, so bemerkte man die schwere Rechtsverletzung kaum und freute sich unbefangenen des Heldentums der großen Woche. Durch die Herrschaft der französischen Bourgeoisie erhielt der Kampf, welchen in vielen Nachbarlanden die Mittelklassen schon längst gegen die Überreste der feudalen Gesellschaftsordnung führten, eine mächtige Unterstützung; und so geschah es, daß eine Bewegung, die in Frankreich selbst fast nur Unheil zeitigte, mittelbar in anderen Ländern, und nicht zuletzt in Deutschland, einen notwendigen, heilsamen Umschwung des politischen Lebens förderte. —

Einen überraschend starken Widerhall fanden die Pariser Ereignisse in dem Lande, das vordem der ersten französischen Revolution am zähesten widerstanden hatte. Seit Canning sich von dem Bunde der Ostmächte losgesagt, war auch Englands parlamentarisches Leben wieder in frischeren Zug gekommen: durch Huskisson wurden die harten Zollgesetze etwas gemildert, Canning selbst näherte sich kurz vor seinem Tode der erstarkenden Partei der Whigs. Die öffentliche Meinung wendete sich wieder jenen Reformplänen zu, welche einst Pitt in seinen hoffnungsvollen ersten Jahren entworfen, aber dann in der Bedrängnis der Kriegszeit verjagt hatte. Während der langen Jahre, da die Staaten des Festlands durch den aufgeklärten Absolutismus oder durch die Revolution neu gestaltet wurden, hatte England seine beste Kraft verbraucht für die Begründung seines Kolonialreichs und seine innere Gesetzgebung fast ganz ins Stocken geraten lassen. Jetzt erkannte die Nation endlich, wie viel versäumt war, und so übermächtig drängte sich das Bedürfnis der Neuerung auf, daß mehrere der kühnsten Reformen der nächsten Jahrzehnte durch streng konservative Staatsmänner vollzogen wurden. So gleich die erste, die Emanzipation der Katholiken, das Werk Wellingtons und Peels (1829). Selbst diese Tories fühlten, daß bei längerem Zaudern der Bürgerkrieg, vielleicht der Abfall des schändlich mißhandelten Irlands drohte, daß der uralte, soeben durch D'Connells flammende Reden wieder mächtig angefachte Haß der katholischen Kelten durch eine Tat der Gerechtigkeit beschwichtigt werden mußte.

Die maßvolle Reform holte nur nach, was Deutschland schon längst, die übrigen Staaten des Festlands seit den napoleonischen Tagen erreicht hatten. Die Herrschaft der Aristokratie war aber mit den Vorrechten der Staatskirche fest verflochten. Wie im zwölften Jahrhundert der Streit mit der römischen Kirche die Vollgewalt der Normannenkönige zuerst geschwächt und der reichsständischen Bewegung des folgenden Jahrhunderts die Bahn gebrochen hatte, so erschütterte jetzt der erste Stoß

gegen die anglikanische Kirche zugleich die Machtstellung des parlamentarischen Adels und öffnete die Bresche für den Einzug eines demokratischen Zeitalters. Laut und lauter erklang sofort der Ruf nach Reform des Parlaments. Noch einmal, aber in völlig veränderter Gestalt zeigte sich der für Englands Geschichte so folgenreiche landschaftliche Gegensatz des Südostens und des Nordwestens. Wie oft hatten in früheren Jahrhunderten die Mächte der Bewegung in den Ebenen des Südostens ihr Lager aufgeschlagen; seitdem war das Bergland des Nordwestens längst aus seiner Abgeschlossenheit herausgetreten, hier lagen die Bergwerke und die Fabrikstädte des neuen Englands, hier begannen sich die alten sozialen Machtverhältnisse gänzlich zu verschieben, da das Landvolk unaufhaltsam in die Städte strömte, und gebieterisch forderten die mächtig ausblühenden großen Gewerbsplätze ihren Anteil am Parlamente, während die verfaulten Wahlflecken des Südostens mehr und mehr verödeten. Als im Sommer 1830 die Neuwahlen begannen, hatte soeben Wilhelm IV. den Thron bestiegen, der Matrosenkönig, wie das Volk ihn nannte, ein wohlwollender, derb gemüthlicher Herr, beschränkten Geistes, aber ehrlich und der Zeit nicht so ganz entfremdet wie vordem sein Bruder Georg IV.

Mitten hinein in die Stürme des Wahlkampfes fielen nun zündend die Nachrichten aus Paris. Der alte Nationalhaß war mit einem Male verschwunden, Zeitungen und Volksredner wetteiferten im Lobe der großen Nation, mancher Heißsporn schwenkte seinen Hut mit den drei Farben, in Scharen eilten die Besitzenden nach Paris, um sich dort mit den Nationalgardisten zu verbrüdern und den wahrheitsgetreuen Berichten dieser Bürgerhelden über die Wunder der großen Woche andächtig zu lauschen. Die weltbürgerlichen Lehren des festländischen Radikalismus, die zur Zeit der ersten Revolution nur in den vereinzelt demokratischen Klubs der Hauptstadt Anklang gefunden hatten, drangen nun zuerst bis in die Massen des Volks; in den Arbeiterversammlungen ward der Bruderbund der befreiten Völker besungen: „Seht, frei ist Frankreich schon! Italiens Helden drohn. Deutschland wird mit uns gehn, Polen soll auferstehn!“ Radikale und Liberale fanden sich zusammen im Kampfe gegen die Aristokratie. Während Cobbet durch die fanatischen Aufsätze seines „Registers“ die Massen aufwiegelte und selbst in den Vereinen wohlhabender Londoner schon radikale Wünsche, sogar die Forderung des Zwangsmandats für die Abgeordneten, laut wurden, vertraten Brougham und Jeffrey in der whiggistischen Edinburgh Review behutsamer die Ansprüche der erstarkten Mittelklassen.

Unterdessen erfanden die gelehrten Radikalen der Westminster Review die wissenschaftlichen Formeln für die Weltanschauung des herannahenden demokratischen Zeitalters. Es waren die Schüler Jeremias Bentham's, der jetzt noch am späten Abend eines arbeitsreichen Lebens seine Saaten aufgehen sah. Der alte Einsiedler stand noch immer fest auf dem Boden



jener alten englischen Aufklärungsphilosophie, welche dann, von den Franzosen weitergebildet, in den Menschenrechten des Jahres 89 ihre Vollendung gefunden hatte. Während die Radikalen des Festlandes selbstgefällig wähnten auf der freien Höhe der Zeit zu stehen, erklärte Bentham's begabtester Schüler, der frühreife, ehrlich begeisterte John Stuart Mill mit der ganzen Aufrichtigkeit altkluger Jugend: dies neunzehnte Jahrhundert sei im Grunde reaktionär; durch Herder und Goethe, durch die historischen Rechtslehren der Deutschen sei der freiheitsmörderische Wahn verbreitet worden, daß die Staatslehre nur relative Wahrheiten finden könne, daß die Verfassung abhängen von der natürlichen Ungleichheit der Menschen und dem gegebenen Machtverhältnis der sozialen Kräfte. Darum zurück zu der alten Naturrechtslehre, deren letzte Folgerungen niemand so unerschrocken ausgesprochen hat wie Bentham: der Staat besteht aus Einzelwesen, die ihrem Nutzen nachgehen; er hat keinen eigenen Zweck, sondern dient nur als Mittel, um der größten Zahl von Menschen das größte Wohlsein zu verschaffen; wird er gänzlich demokratisiert, so muß schließlich die Macht der Arbeit, der Bildung, der freien Rede den künstlichen, nur durch äußere Umstände bedingten Unterschied zwischen den Personen, den Rassen, den Geschlechtern völlig vernichten. Solche Träume von der Allmacht einer demokratischen Gesetzgebung liefen freilich den politischen Überlieferungen der gesamten germanischen Welt schnurstracks zuwider; die materialistische Weltanschauung aber, die ihnen zu Grunde lag, war in England noch niemals wissenschaftlich überwunden worden, da diesem Volke der Baconianer der spekulative Tiefinn fehlte. Ganz unvermittelt stand hier noch neben dem strengen Kirchenglauben die Moral des platten Verstandes, der alle sittlichen Güter nach dem Maßstabe der Nützlichkeit abschätzte; und wie verlockend, wie großartig erschien die Aussicht auf den unendlichen Fortschritt des materiellen Wohlbefindens, auf das ewige improvement gerade jetzt, da wirklich eine neue Epoche der Volkswirtschaft begann. Eben in diesen Tagen wurde die erste größere Eisenbahn, zwischen Manchester und Liverpool, eröffnet, wobei einer der Bahnbrecher der neuen Zeit, Huskisson, seinen tragischen Tod fand. Die Leistungen der Dampfmaschinen übertrafen jede Erwartung, aber auch das Massenelend der Großindustrie bekundete sich schon in stürmischen Arbeitseinstellungen.

Das ganze Land geriet in Bewegung, und aus dem Wahlkampfe ging die Opposition siegreich hervor. Schon im November trat Wellington, der diesmal dem Strome nicht folgen wollte, vom Ruder zurück, und noch ehe das Jahr zu Ende ging, bildete Lord Grey ein neues Kabinett aus Whigs und einigen Freunden Canning's. Nunmehr brachte der junge Lord John Russell seine Reformbill ein.

Aber noch ein volles Jahr hindurch tobte in der Presse und den Vereinen, auf Märkten und Straßen ein leidenschaftlicher Kampf, bis



endlich das Unterhaus, nochmals aufgelöst und neu gewählt, seine Zustimmung gab; den Widerstand der Lords brach der König selbst, indem er die Gegner persönlich auffordern ließ, der entscheidenden Sitzung fern zu bleiben, denn durch einen Pairschub fürchtete er das tief herabgewürdigte Ansehen des Oberhauses ganz zu zerstören. Also ward durch eine unwiderstehliche Volksbewegung die Neugestaltung des Unterhauses durchgeführt (1832). Die Reformbill gewährte bloß das Unerläßliche: sie verdoppelte die Zahl der Wähler, was nach den Unterlassungssünden so vieler Jahre nicht unbescheiden schien, sie beseitigte nur die gänzlich verrotteten Wahlflecken und gab den neuen Gewerbs- und Handelsplätzen eine den wirklichen Machtverhältnissen noch keineswegs entsprechende Vertretung.

Was Wunder, daß diese friedliche Neuerung gerade von den gemäßigten Liberalen des Festlandes als ein neuer Beweis englischer Erbweisheit gepriesen wurde; selbst Dahlmann sah in der Reform lediglich eine heilsame Reinigung der bestehenden Verfassungsorgane, da er mit seinem Montesquieu das Unterhaus für das demokratische Gegengewicht des Oberhauses hielt. Nur einzelne scharfblickende Konservative unterschätzten nicht die Bedeutung des großen Umschwungs. In einem geistvollen Aufsatz der Preussischen Staatszeitung sagte Hegel voraus, diese Reform werde die Macht der alten parlamentarischen Aristokratie in ihren Grundfesten erschüttern, und der Erfolg gab ihm recht. Bisher wurde nur ein Viertel der Commons frei gewählt, die andern verdankten ihre Sitze allesamt der Gunst der Grundherren und des Kabinetts. Von nun an gaben in der Hälfte der Wahlbezirke die Mittelklassen den Ausschlag, und obwohl der Adel die gewohnten Künste der Wahlbeherrschung auch jetzt noch in zeitgemäßen Formen und mit großem Erfolge spielen ließ, so wurde doch das Haus der Gemeinen allmählich, was es unter den Welfen nie gewesen war, eine Volksvertretung. Unaufhaltsam aber sank die Macht des Oberhauses, denn die Lords hatten bisher einen großen Teil ihres Einflusses unmerklich, durch die Beherrschung der Volkswahlen und der Abstimmungen des Unterhauses ausgeübt. Den verrotteten Wahlflecken verdankte das alte Haus der Gemeinen den frischen Nachwuchs seiner jugendlichen Staatsmänner: fortan war der Eintritt erschwert; an der Seltenheit der Talente, an dem Sinken der Beredsamkeit ließ sich bald erkennen, daß die großen Tage des englischen Parlamentarismus zu Ende gingen.

Neben den altgeschichtlichen Namen der Whigs und Tories kamen bereits die unbestimmten festländischen Bezeichnungen: Liberale und Konservative in Gebrauch; denn die beiden alten erblichen Adelsparteien zersplitterten sich bald nach französischer Weise in sechs Fraktionen, kleine Meinungs- und Interessengruppen, die nur mühsam unter einen Hut gebracht wurden. Der Führer dieses neuen Unterhauses gebot nicht mehr



wie einst die beiden Pitt mit dem Ansehen des Feldherrn über eine geschlossene Phalanx befreundeter und verschwägerter Standesgenossen; er mußte die neue Gentry der Kaufherren und Fabrikanten, der Bank- und Eisenbahndirektoren, die sich jetzt neben den alten Grundadel drängte, durch Schmeichelei gewinnen, jedem wirtschaftlichen, kirchlichen, örtlichen Anspruch eine Befriedigung, jedem Wunsche eine Erfüllung verheißen, er mußte bald sich leiten lassen, bald unter dem Scheine der Nachgiebigkeit selber leiten. Hatte das Unterhaus früherhin in seinem Standesstolze sich der Nation oft entfremdet, so war nunmehr jedem Einfall, jeder Laune der öffentlichen Meinung Tür und Thor geöffnet; die namenlosen freiwilligen Staatsmänner der Zeitungen, zumal der Times, erlangten eine ungeheure Macht, und nicht selten geschah es schon, daß die Commons, eingeschüchtert durch den Lärm der Presse, für Maßregeln, die sie mißbilligten, stimmten. Die vordem so träge Gesetzgebung arbeitete schnell, oft leichtfertig. Rasch nacheinander wurde die Zivilliste der Krone von den Staatsausgaben abgetrennt, das Handelsmonopol der ostindischen Kompanie aufgehoben, die Sklaverei in den Kolonien beseitigt, die neue Londoner Universität neben den beiden alten aristokratischen Hochschulen als Korporation anerkannt, die verfallene städtische Verwaltung durch eine liberale, aber gedankenlose Städteordnung umgestaltet. Und so stark war der demokratische Zug der Zeit, daß selbst dies Haus, das noch immer fast ausschließlich aus Reichen und Hochgeborenen bestand, den mißhandelten Massen des Volkes seine Sorgfalt zuwenden mußte. Im Jahre 1833 erschien das erste, noch sehr zahme Gesetz zur Regelung des Fabrikwesens, auch für den sündlich vernachlässigten Volksunterricht ward ein kleiner Staatsbeitrag ausgeworfen.

Der Lärm der Gassen verstummte, seit die Reformbill gesiegt hatte, doch die Arbeiter sammelten sich in der Stille um das neue Banner der Sozialreform; zugleich erhob sich der Ruf nach Befreiung des Handels. Die politischen Radikalen hingegen forderten Erweiterung des Stimmrechts, weil die Reformbill die Grenzen des Wahlrechts willkürlich gezogen hatte, und die geheime Abstimmung, das Ballot. Die altenglische Rechtsansicht, die in dem Wahlrechte stets eine ernste Bürgerpflicht, nicht eine Befugnis des souveränen Einzelmenschen gesehen hatte, geriet in Vergessenheit; die Todsünde demokratischer Zeiten, die Furcht vor persönlicher Verantwortung, schmückte sich mit dem Namen des Freisinns. Mit den demokratischen Ideen drangen aber auch die bureaukratischen Verwaltungsformen des Festlandes in den Inselstaat hinüber. Da die schwerfälligen Formen der alten Selbstverwaltung der Friedensrichter und Lordleutnants für den verwickelten Verkehr der modernen Gesellschaft nicht mehr ausreichten und der Geldadel der neuen Gentry die schweren Pflichten des persönlichen Dienstes für Staat und Gemeinde verabscheute, so wurde das vernachlässigte Armenwesen des Landes einem großen, streng bureaukratisch ein-

gerichteten Armenamte untergeordnet; die neue Armenverwaltung übertraf die alte durch technische Geschicklichkeit, jedoch sie lag ausschließlich in der Hand besoldeter Beamten, den Ortsauschüssen blieb nur das bequeme Recht des Wählens. Zum Jubel der Radikalen ward also der erste, entscheidende Stoß geführt wider den alten festen Unterbau der parlamentarischen Aristokratie, das Selfgovernment der Grafschaften, und bald bemächtigte sich die neue Bureaucratie auch anderer Zweige der Verwaltung.

An beiden Ufern des Kanals rühmte man sich seines Bürgerkönigs und der gemeinsamen Freiheit. In der That begannen die Briten aus ihrem stolzen aristokratischen Sonderleben herauszutreten, ihr neues Unterhaus wurde von allen Kinderkrankheiten des jungen festländischen Parlamentarismus heimgesucht. In dem unberechenbaren Spiele der Fraktionen gaben die geschworenen Feinde der Reichseinheit, die Tren schon zuweilen den Ausschlag; die Ministerwechsel, dreizehn in fünfunddreißig Jahren, folgten sich fast so schnell wie in Frankreich. Freilich bestand in England, da das Erbrecht und die Unverantwortlichkeit seiner machtlosen Krone unbestritten blieb, noch immer eine ehrliche parlamentarische Regierung, während der illegitime König der Franzosen mit seinem Kopfe einstecken mußte und folglich auch trotz der konstitutionellen Formen ein persönliches Regiment führte.

Das innerste Wesen dieser Übergangszeit verkörperte sich in dem Talleyrand des Parlamentarismus, dem vielgewandten Staatsmanne, der, Aristokrat durch Geburt und Neigung, fortan mit demagogischer Meisterschaft die auswärtige Politik Englands leitete. Lord Palmerston stammte aus einem uralten angelsächsischen Geschlechte, das schon lange vor der normannischen Eroberung gegläntzt hatte; in neuerer Zeit war das Haus der Temple immer eine Zierde der Whigpartei gewesen. Der junge Viscount Henry aber trat unbedenklich zu den Tories über, weil die Whigs in jenen napoleonischen Tagen nicht auf die Macht hoffen konnten. Mit zweiundzwanzig Jahren war er Lord der Admiralität, zwei Jahre darauf schon Sekretär für den Krieg, und lebte sich mit seiner eifrigen, wenn auch unpünktlichen Arbeitsamkeit bald so ganz in die Geschäfte ein, daß er die Amtstätigkeit nicht mehr missen konnte. Er wurde der dauerhafteste aller englischen Minister; von den achtundfünfzig Lebensjahren, die ihm nach seinem Eintritt ins Amt noch beschieden waren, hat er achtundvierzig auf den Ministerbänken zugebracht. In den Jahren, da er die Heere gegen Napoleon ausrüsten half, sammelte er früh eine reiche diplomatische Erfahrung, und schon in seiner ersten größeren Parlamentsrede verkündete er dreist den leitenden Gedanken seines politischen Lebens: er rechtfertigte den Zug der Flotte gegen Kopenhagen mit den einfachen Worten, in diesem Falle sei „das Naturrecht stärker als das Völkerrecht“, folglich dürfe England um seiner Selbsterhaltung willen mitten im Frieden einen kleinen Nachbarstaat räuberisch überfallen. Der augenblickliche

Vorteil, das expedient, wie er es gern nannte, entschuldigte jeden Bruch der Treue und des Rechts. Durch und durch Politiker, ohne Sinn für die Kunst und die idealen Mächte des Menschenlebens, aber auch frei von Selbstüberschätzung und Gefühlsfeligkeit, folgte er stets seinem angeborenen praktischen Instinkte; Grundsätze und Doktrinen beirrten ihn so wenig wie Gewissensbedenken. Er wußte, daß er seinen Weg machen würde, wenn er nur immer im Sattel bliebe; ruhig schlug er ein hohes Amt aus, dem er sich noch nicht gewachsen fühlte, und ohne Murren nahm er nachher lange vorlieb mit einer Stellung zweiten Ranges, obgleich er schon Größeres erwartet hatte.

Auf die Dauer konnte ihm der Erfolg doch nicht fehlen; denn von früh auf war er der Liebling der Salons, die Geschäfte hinderten ihn nicht, fröhlich zu leben und leben zu lassen, an jedem Sport der vornehmen Gesellschaft eifrig teilzunehmen. Er verlachte das scheinheilige Wesen seiner Standesgenossen und gestand mit wohlthuender Aufrichtigkeit zu, wie sehr ihm die Weiber und alle Freuden dieser Welt wohlgefielen; noch im Alter hörte er sich gern bei seinem Schmeichelnamen Lord Cupid rufen. Wenn er in tiefer Nacht elastischen Schrittes aus einer langen Sitzung des Unterhauses heimwanderte, immer mit einer Blume im Munde oder im Knopfloch, den Regenschirm geschultert, den hohen Hut weit auf den Hinterkopf hinaufgeschoben, dann freuten sich seine Landsleute dieses Bildes altenglischer Lebensfrische. Sein ganzes Wesen atmete fröhliches Behagen; der starke viereckige angelsächsische Kopf mit den verschmigten, weit vom Nasenbein abstehenden Augen erinnerte zugleich an die Kraft der Dogge und an die List des Fuchses. Seinen Hintersassen war er ein gütiger Grundherr, die Bettern und Freunde versorgte er nach englischem Adelsbrauche mit fetten Pfründen, doch niemals hat er einem Unfähigen absichtlich ein wichtiges Amt anvertraut. Wenn ihm ein Gegner den Weg kreuzte, so nahm Palmerston unfehlbar früher oder später seine Vergeltung; dann aber vergaß er schnell, nachtragender Haß blieb dem Leichtlebigen fremd. Ihm fehlte die Größe und die Tiefe einer ursprünglichen, gedankenmächtigen Natur. Seine Stärke lag in dem feinen Spürsinn, der jeden Wechsel der Volksstimmung vorauswitterte, und je länger er am Ruder stand, um so genauer lernten er und seine Briten einander verstehen, bis er ihnen schließlich als der vollkommene Vertreter des nationalen Geistes erschien.

Fremde Völker kannte er nicht, und er wollte sie nicht kennen; nur für Italien, wo er einige Jugendjahre verlebt hatte, und für den leichten Ton der Pariser Salons hegte er einige Vorliebe. Über die Deutschen urteilte er so, wie es die Tories alle aus Cannings giftigen Schmähgedichten in der Antijakobinischen Review gelernt hatten,*) er sah in ihnen

*) s. Beilage XVII.

ein Sklavenvolk von politischen Kindern, von zuchtlosen Freigeistern und gelehrten Narren. Um so unbefangener konnte er also in seinen Parlamentsreden die lockenden Töne der nationalen Selbstverherrlichung anschlagen, und er lernte bald, daß britische Hörer diese Kunst demagogischer Schmeichelei selten zu plump finden. Im Sommer 1813, während in Preußen das Volk in Waffen aufstand, pries Palmerston die unvergleichlichen Vorzüge des englischen Söldnerwesens und versicherte den befriedigten Gemeinen: auf ein solches Heer von geworbenen Freiwilligen könne der Feldherr sicherer zählen, als auf „eine Bande von Sklaven, die mit Gewalt aus ihren Häusern gerissen werden.“ Späterhin verherrlichte er sogar die neunschwänzige Krake als ein Kleinod britischer Freiheit: der ganze Unterschied zwischen dem englischen und den festländischen Heeren laufe doch lediglich darauf hinaus, daß hier ohne Untersuchung, in Alt-England aber nach einem Spruche des Kriegsgerichts geprügelt werde!

Die reaktionären Doktrinen des Wiener Hofes konnten dem Realisten nicht zusagen, obwohl er sich hütete, deshalb mit Lord Castlereagh zu brechen. Mit aufrichtiger Freude schloß er sich dann an Canning an, als dieser die alte englische Interessenpolitik wieder zu Ehren brachte. Aus dem Ministerium Wellington trat er mit den anderen Canningiten bald wieder aus; er fühlte, dies Kabinett müsse „an dem Felsen der öffentlichen Meinung scheitern“, und täuschte sich auch nicht über den nahenden Zusammenbruch des bourbonischen Thrones. Zwei Jahre lang blieb er nunmehr in den Reihen der Opposition und bereitete durch freisinnige Gemeinplätze die kühne Schwenkung vor, die ihn zu den Whigs hinüberführen sollte. „In der Natur“ — so ließ er sich vernehmen — „gibt es nur eine bewegende Kraft, den Geist; in menschlichen Dingen ist diese Kraft die Meinung, in politischen Dingen ist es die öffentliche Meinung und jene Staatsmänner, welche es verstehen, sich der Leidenschaften, der Interessen, der Meinungen der Menschen zu bemächtigen, erlangen eine unverhältnismäßige Macht.“ Ob der Staatsmann nicht auch verpflichtet sei, die irrende öffentliche Meinung zu belehren, den Vorurteilen der Volksvertretung mit zornigen Brauen zu trotzen? — solche Fragen hat er sich niemals vorgelegt. Als er nun nach der Juli-Revolution in das Reformkabinett der Whigs eintrat und das auswärtige Amt aus Lord Aberdeens zaghaften Händen übernahm, lenkte er sofort wieder in die Bahnen der Handelspolitik Cannings ein. Er konnte nicht wie die beiden Pitt durch den Schwung einer großen Seele, nicht wie Canning durch das getragene Pathos kunstvoller Rede das Haus begeistern; der neue Parlamentarismus verlangte nach einem Virtuosen der Mittelmäßigkeit. Palmerston wirkte durch das unfehlbare Mittel des nationalen Selbstlobes, durch kleine dialektische Taschenspielerkünste, durch Zeitungsredenarten, die einem jeden einleuchteten und jedem das Nachdenken ersparten; die Gegner fertigte er mit schönen Witz ab, nach Umständen auch durch



eine wohl angebrachte Grobheit, die den unschuldigen Leuten wie der unwillkürliche Gefühlsausbruch eines Biedermanns klang, und immer blieb den Hörern der Eindruck, als ob sie tief in die Falten seines treuen Herzens hineingeblickt hätten.

Schon auf den Bänken der Opposition hatte er mit dem Lächeln des Augurs die schmeichelhafte Behauptung ausgesprochen, jedes Mitglied des Unterhauses könne sich ein sachverständiges Urteil über die auswärtige Politik bilden, wenn diese nur ganz ehrlich und offen verfare. Demgemäß betrieb er als Minister eifrig die Anfertigung kunstvoller Blaubücher, die von allem etwas, von dem Wesentlichen nichts erzählten, so daß jeder Leser der Times sich fortan rühmen durfte, die europäische Politik des volkstümlichen Staatsmannes von Grund aus zu kennen. Gleich Canning wollte Palmerston den Weltfrieden erhalten, um den britischen Handel nicht zu verderben; doch gleich seinem Meister wünschte er ebenso aufrichtig, daß immer eine sanfte Kriegsgefahr über dem Festlande schwebte, damit England freie Hand behielt, sein Kolonialreich zu erweitern und die Märkte der ganzen Welt zu besetzen. Vor allem galt es, die beiden gefährlichsten Nebenbuhler, Frankreich und Rußland auseinander zu halten, und der Geschäftsverstand des bekehrten Torus entdeckte sogleich, wie leicht sich dies Ziel erreichen ließ, wenn man die politischen Leidenschaften des Tages gewandt ausbeutete. Nichtig zubereitet konnte die liberale Phrase für Alt-England ein ebenso nützlicher und zudem weniger kostspieliger Ausfuhrartikel werden wie Kohlen, Eisen und Rattun. Wenn England sich an den neuen französischen Gewalthaber angeschlossen, um ihn zu stützen und zugleich im Zaume zu halten, wenn diese entente cordiale der Westmächte der aufgeregten Zeit beständig als ein Bund der Freiheit gegen den Despotismus, des Lichtes gegen die Finsternis angepriesen wurde, so war eine ehrliche Verständigung zwischen Frankreich und den konservativen Ostmächten unmöglich.

Dank der Tendenzpolitik Metternichs bestand in der Welt schon seit Jahren der Wahn, daß die Parteiung der Staatengesellschaft nicht durch die Weltstellung und die auswärtigen Interessen der Mächte bestimmt würde, sondern, wie einst im Zeitalter der Religionskriege, allein durch ihre inneren Zustände. Palmerstons Nüchternheit hat an dies Märchen der Parteileidenschaft nie geglaubt; er wußte wohl, daß die Verfassungskämpfe der Gegenwart bei weitem nicht so tief in die Machtverhältnisse Europas eingriffen, wie einst die kirchlichen Gegensätze. Jedoch er bemächtigte sich des allgemein verbreiteten Wahnes und verkündete ungescheut: dies selbstgenügsame Inselreich, das sich in Jahrhunderten niemals um die Verfassung der Nachbarlande gekümmert hatte, sei der natürliche Bundesgenosse aller konstitutionellen Staaten. Mit dem Redeschwall eines Marktschreiers verherrlichte er die Trefflichkeit, die unvergängliche Dauer dieses „auf die besten Grundsätze der menschlichen Natur,



auf die aufgeklärtesten Grundsätze der Staatskunst begründeten“ Bundes der Westmächte, und die alleinseigmachende Kraft „jener constitutional rights, die ein Segen sind für die Völker und ein Argernis für ihre Nachbarn: wenn nur erst die Formen da sind, findet sich allmählich der Geist hinein!“ Die hohlststen Schlagworte des festländischen Liberalismus waren ihm willkommen, wenn sie ihm zur Verleumdung der absoluten Kronen dienen konnten. Er war einst im Ministerrate selber bei den diplomatischen Verhandlungen des Jahres 1813 tätig gewesen und schämte sich doch nicht, dem Parlamente das Zeitungsmärchen zu wiederholen: damals seien die Völker, „aufgeweckt durch den Zauberklang konstitutioneller Rechte,“ freiwillig unter die Waffen getreten und dann von ihren Despoten betrogen worden. Palmerston hatte sich das Los des Schauspielers Samuel Johnsons erwählt: er lebte, um zu gefallen und mußte gefallen, um zu leben; und schwer war es nicht, die tiefe Unkenntnis festländischer Dinge, welche die Briten jederzeit auszeichnete, nach Belieben zu mißbrauchen. Das Unterhaus lauschte entzückt, wenn der liebenswürdige Schalk ihm erzählte, wie weit Preußen und das geknechtete Osteuropa hinter den freien Spaniern und Portugiesen zurückständen; denn „die große spanische Nation versucht, wenn auch nur von fern (though at a distance), dem stolzen Beispiel dieses Landes nachzueifern!“

So trat denn dem legitimistischen Doktrinarismus der Hofburg eine demagogische Tendenzpolitik entgegen, die ebenso gemeinschädlich und noch um vieles unredlicher war; denn Metternich fürchtete sich wirklich vor der Revolution, während Palmerston mit seinen konstitutionellen Kraftworten nur arglistig spielte. Die ersten Erfolge dieser seltsamen Staatskunst waren glänzend. Es gelang ihr in der That, den Kontinent dermaßen in Unruhe zu halten, daß England unterdessen sein Weltreich ungestört ausbauen konnte. Es gelang ihr auch, die Parteien des Festlandes durch das beharrlich wiederholte dünnliche Selbstlob der liberalen Westmächte völlig zu betören; Europa zerfiel, zu seinem Unheil aber zu Englands Vorteil, zehn Jahre hindurch in die zwei Heerlager der konstitutionellen und der absoluten Kronen, die Liberalen begrüßten ihren old Pam und das wiedergeborene Frankreich als die Schirmherren der Freiheit, während die Staatsmänner der Ostmächte das diplomatische Allerweltschwefelholz, den Lord Feuerbrand, verwünschten.

Den Staaten, wie den Männern, wird die Mitwelt selten gerecht; immer sind einzelne Staaten besser, andere schlechter als ihr Ruf. Zu jenen zählen die jungen Mächte, welche die öffentliche Meinung Europas noch nicht beherrschen und das Recht ihres Daseins erst zu erweisen haben; zu diesen die alten Mächte, vornehmlich England, das bei der Enthüllung seiner diplomatischen Geschichte nur verlieren kann und darum auch die Schätze seiner Archive ängstlicher als irgendein anderer Staat



behütet. Ein wunderbares Glück gestattete dieser Insel, ihren großartigen Kampf um die Beherrschung der Meere unter so günstigen Umständen zu führen, daß sie erst das europäische Gleichgewicht, dann die allgemeine Völkerfreiheit zu verteidigen schien. Der von Palmerston angekündigte Bund Englands und aller freien Völker blieb viele Jahre lang ein unumstößlicher Glaubenssatz des Liberalismus. Nach und nach begann die Welt doch zu bemerken, daß diese Politik, die so gern mit ihren unüberwindlichen Flotten prahlte, nur gegen die Schwachen und Willenlosen Mut zeigte, vor den Starken behutsam die Segel strich. Dann fühlte man auch, wie wenig Ernst hinter den Freiheitsreden des Briten lag, wie unfähig er war, gerade die frischeste Kraft des neuen Völkerlebens, das erstarkende Deutschland zu verstehen, wie kleinsinnig er das natürliche Wachstum der Mitte Europas zu hemmen suchte. Endlich ward der maßlose englische Hochmut dem Stolze aller Nachbarn unerträglich, seit Palmerston den Briten sein *civis Romanus sum* zurief und damit alle anderen Nationen als Barbaren neben dem einzigen Kulturvolke bezeichnete; ein ungeheurer Haß sammelte sich allmählich auf dem Festlande an, Englands einst hochgefeierte Staatskunst verfiel dem allgemeinen Mißtrauen, zuletzt der Verachtung. Als Palmerston starb — kurz bevor die Sieger von Königgrätz die ganze Rechnung seines Lebens mit einem blutroten Zuge durchstrichen — da war sein England kaum mehr eine europäische Großmacht; der Staat war hinausgewachsen aus dem alten Weltteil, er wahrte nur noch seine orientalischen und transatlantischen Interessen, in den Händeln des Festlandes zählte seine Stimme nicht mit.

So langsam nahte die Vergeltung. In jenen Tagen, da Lord Palmerston in das auswärtige Amt eintrat, voll Tatkraft und Lebenslust, unermüdet und unergründlich, treu seinem Wappenspruche *lecti non frangi*, gehoben von der Gunst der liberalen Tagesmeinung, da erschien er dem Wiener Hofe mit Recht als ein gewaltiger Feind. Mit den diplomatischen Schreckbildern der liberalen Pest, des jakobinischen Krebses und der revolutionären Feuersbrunst war diesem Meister der parlamentarischen Redekunst nicht beizukommen. —

Unter allen den Erschütterungen, welche der Juli-Revolution folgten, bedrohte keine den Weltfrieden so unmittelbar, wie die Erhebung der Belgier gegen die holländische Herrschaft. Bisher war trotz so mancher Wirren doch mindestens der Länderbestand der neuen Staatengesellschaft unverändert geblieben — denn für Griechenland und die Türkei galten die Wiener Verträge nicht: — jetzt ward er plötzlich an seiner verwundbarsten Stelle zerstört. Das vielgerühmte, von den Diplomaten der großen Allianz im Wetteifer gehegte und verstärkte Bollwerk des europäischen Gleichgewichts, das neue Königreich der Vereinigten Niederlande brach bei der ersten Prüfung morsch zusammen, nicht ohne die Mitschuld seiner Regierung, doch vornehmlich durch die unheilbare Schwäche einer

verfehlten, künstlichen Staatsbildung. Ihrer stolzen Geschichte froh, konnten die Holländer in dem belgischen Lande, das seit den Tagen Philipps II. immer fremden Herrschern gehorcht hatte, nur einen Gebietszuwachs ihres wiederhergestellten nationalen Staates sehen, wie es die europäischen Verträge auch ausdrücklich aussprachen. Durch die Begehrlichkeit des Hauses Oranien und seiner englischen Gönner war aber der Zuwachs stärker geworden, als das Hauptland selber: drei und eine viertel Million Belgier standen zwei Millionen Holländern gegenüber, und sie wußten wohl, daß einst Südniederland unter dem glücklichen Zepter Kaiser Karls V. den Kern der vereinigten Siebzehn Provinzen gebildet hatte. Und was war ihnen nachher, seit die sieben Provinzen des Nordens sich aus der Gemeinschaft des alten Gesamtstaates losrissen, von diesen feindlichen Brüdern alles geboten worden: erst maßen sie sich mit den nordischen Nachbarn in einem langen blutigen Kampfe, denn der achtzigjährige Krieg der Holländer war doch größtenteils ein Bürgerkrieg zwischen den beiden Hälften Niederlands; endlich besiegt, mußten sie dann ertragen, wie ihnen die Schelde gesperrt, der indische Handel verboten, die Festungen durch holländische Garnisonen besetzt wurden.

Ungleich stärker als diese bitteren politischen Erinnerungen, wirkte der Glaubenshaß. Nicht umsonst führten die belgischen Landschaften im Volksmunde den Namen der katholischen Niederlande, nicht umsonst waren ihre Geistlichen zwei Jahrhunderte hindurch mit Spaniens fanatischer Klerisei eng verbunden gewesen. Hier auf dem klassischen Boden der Religionskriege walteten die kirchlichen Gegensätze stets so mächtig, daß die Stammesunterschiede daneben fast verschwanden. Wie scharf sich auch die schweren Flamen von den heißblütigen Wallonen unterschieden, den holländischen Regern gegenüber hielten sie doch zusammen als eine gläubige Herde. In Frankreich wie in England waren Liberale und Radikale die Urheber der Umgestaltung; in den Niederlanden ging die Revolution von den Ultramontanen aus, denen der Liberalismus nur das Hilfsheer stellte. Kaum hatte Frankreich, unter Verwünschungen wider die Jesuiten, sein streng kirchliches altes Königshaus entthront, so erhob sich in Belgien ein Aufruhr, der, den Pariser Julikämpfen zugleich verwandt und feindlich, die Straßenschlachten wie die liberalen Schlagworte der Franzosen sich zum Muster nahm, um am letzten Ende der römischen Kirche einen glänzenden Triumph zu bereiten. Ganz ebenso seltsam hatte einst die Empörung der brabantischen Patrioten gegen Kaiser Joseph II. sich mit der französischen Revolution versflochten.

Ein Gefühl der Gemeinschaft konnte sich zwischen den beiden feindlichen Landeshälften von vornherein nicht bilden. Schon die Verfassung des neuen Königreichs wurde, weil sie die Gleichberechtigung der Bekenntnisse vorschrieb, von der großen Mehrheit der belgischen Notabeln verworfen und nur durch einen häßlichen Betrug von der holländischen

Krone eigenmächtig eingeführt. Da beide Landesteile durch die gleiche Stimmenzahl in den Generalstaaten vertreten waren, die Holländer mit dem Stolze des Herrenvolkes einmütig zusammenhielten, unter den belgischen Stimmen aber immer einzelne den Winken der Regierung folgten, so wurde die belgische Mehrheit von der holländischen Minderheit regelmäßig überstimmt. Holländer bekleideten weitaus die meisten wichtigen Stellen im Staatsdienst; alle Oberbehörden, sogar die Verwaltung der den Holländern ganz unbekanntem Bergwerke erhielten ihren Sitz in Holland. Durch rücksichtslose Einführung der holländischen Staatsprache verdarb man sich sogar unbedachtsam die köstliche Gelegenheit, dies Land der ewigen Sprachenkämpfe friedlich zu germanisieren, den flämischen Dialekt, der dem holländischen so nahe stand, zur Würde einer Schriftsprache zu erheben. Den alten stürmischen Freiheitsstolz der Genter und der Brüggeinger hatten die Jahrhunderte der Fremdherrschaft längst gezähmt; aber geblieben war den Belgiern ein störrisches Mißtrauen gegen jede Regierung. Wie sollten sie sich auch ein Herz fassen zu diesem Könige Wilhelm I., der, vom Wirbel bis zur Zehe ein protestantischer Holländer, mit dem Dünkel seines harten Verstandes auf den Aberglauben seiner katholischen Untertanen herabschaute und zudem, unbekümmert um die moderne Lehre von der Verantwortlichkeit der Minister, nach der Weise seiner oranischen Vorfahren persönlich regierte?

Das wohlhabende Bürgertum hielt sich lange still, da der Wohlstand wuchs und der belgische Gewerbefleiß in den holländischen Kolonien lohnenden Absatz fand. Zuerst regte sich der Widerstand unter dem Adel und den Geistlichen; dann folgten die von ihren Pfarrherren geleiteten Massen. Die Führer der Alerikalen blickten hoffend nach Frankreich hinüber, nach der Kongregation des Pavillons Marsan. Der König aber führte, wenig wählerisch in den Mitteln, einen geheimen Krieg gegen die Bourbonen, er begünstigte unter der Hand die Anschläge der französischen Unzufriedenen, er gewährte ihren Flüchtlingen jahrelang in Brüssel eine Freistadt und bewirkte also, daß der belgische Liberalismus durch diese Gäste ganz mit französischen Gedanken durchtränkt wurde. Der Haß gegen die Holländer beförderte zugleich die französische Bildung und die Macht der Kirche. Der scharf bureaukratischen Kirchenpolitik des Königs trat der Klerus mit offener Unbotmäßigkeit entgegen; wieder wie in Kaiser Josephs Tagen klagte er über Glaubensdruck, weil die Staatsgewalt ein geistliches Seminar in Löwen errichtet hatte. Den maßlosen Anklagen der Ultramontanen antworteten in der amtlichen Presse der berühmte Libry-Bagnano und seine Genossen mit einer Roheit, die ein katholisches Volk empören mußte.

Endlich, in denselben verhängnissschweren Tagen, da das Ministerium Martignac zusammenstürzte, sprach der D'Connell Belgiens, Louis de Potter, das entscheidende Wort: Union der Liberalen und der Katholiken.



Der hatte bisher josephinischen Grundsätzen gehuldigt und die Regierung nur mit politischen Flugschriften bekämpft, aber bald einsehen müssen, daß sein letzter Zweck, die Unabhängigkeit Belgiens, nur mit Hilfe der Kirche erreicht werden konnte. Preßfreiheit, Schwurgerichte, Verantwortlichkeit der Minister, freier Gebrauch der französischen Sprache, aber auch Freiheit des Unterrichts — das will sagen: Unterwerfung der Volksschule unter die Kirche — so lautete das Programm der Neuverbündeten. Ein Sturm von Petitionen rüttelte an den Toren der Generalstaaten. Als der König über den monströsen Bund der beiden Parteien und ihr infames Betragen schalt, verschworen sich die Heißsporne nach altem Geusenbrauche, treu bis zur Infamie bei ihrem Banner auszuharren.

In solcher Gärung ward das Land von der Julirevolution überrascht. Am 25. August erklangen die feurigen Aufrührlieder der Stummen von Portici im Brüsseler Theater, in der nämlichen Nacht brach die Empörung aus, eine rohe, noch ziellose Pöbelbewegung; aber nicht lange, so flatterte auf dem gotischen Turme des Rathauses schon die dreifarbigte Fahne von Brabant. Überall im Lande züngelte der Aufruhr empor; französische Agenten, Offiziere, Soldaten schlossen sich den Aufständischen an. Dem holländischen Heere fehlte die feste Leitung; der König selber begann zu fühlen, daß die Verwaltung der beiden Landeshälften getrennt werden mußte, und verhandelte darüber mit den Generalstaaten. Da wurden seine Truppen, vier Wochen nach dem ersten Aufruhr, durch einen dreitägigen wilden Straßenkampf von den Brüsselern gezwungen, die Hauptstadt zu räumen. Seitdem riß im Heere die Fahnenflucht ein, die Belgier verließen ihre Regimenter, hüben und drüben flammte der alte Stammeshaß furchtbar auf. Die Vermittlungsversuche des ehrgeizigen Prinzen von Oranien versingen nicht mehr, und als am 27. Oktober die Holländer in der Antwerpener Zitadelle die Scheldestadt, zur Strafe für einen verräterischen Angriff, mit ihren Bomben einäscherten, da war die Trennung entschieden. Unter den Trümmern von Antwerpen ward das Vereinigte Königreich begraben. In den Regierungsausschüssen der Aufständischen saßen die Führer der beiden verbündeten Parteien, der ultramontane Fanatiker Felix von Merode so gut wie der geistreiche junge liberale Staatsmann van de Weyer. Doch wie wirr auch die Meinungen noch durcheinander fluteten, ein starkes Selbstgefühl war in beiden Parteien lebendig. Im Rausche des Sieges entsann man sich wieder jener stolzen Tage, da die Rolandsglocke von Gent „Victorie in Vlaanderen“ geläutet hatte; der einst von Mirabeau ausgesprochene Gedanke eines selbständigen belgischen Staates gewann von Tag zu Tag neue Anhänger.

Die zur Hilfe herbeigeeilten Franzosen und ihr Anhang erwarteten zuversichtlich den Anschluß Belgiens an das freie Frankreich. Die gesamte radikale Presse von Paris blies in dasselbe Horn, und der gefeierte Redner des Chauvinismus, General Lamarque, erklärte kurzab: das Gesetz des



Konvents vom Jahre IV der Republik, das die belgischen Departements mit Frankreich vereinigt hat, besteht noch immer zu Recht. Die Mehrheit der Belgier wies diese Anschläge weit von sich. Darum wurden auch die republikanischen Pläne, mit denen de Potter sich trug, kurzerhand abgelehnt; denn nur durch Frankreichs Hilfe, nur durch einen Weltkrieg konnte sich vielleicht die Republik behaupten, nur unter dem Schutze einer monarchischen Verfassung durften die Belgier auf die Zustimmung der großen Mächte hoffen. Schon zu Anfang Novembers faßte der neuberufene nationale Kongreß die verständigen, durch die Lage der Dinge gebotenen Beschlüsse: Unabhängigkeit, Monarchie, Losagung vom Hause Dranien.

So errang sich dies mehr durch die kirchliche Gesinnung als durch das Bewußtsein politischer Gemeinschaft zusammengehaltene kleine Volk das Recht der Selbstbestimmung. Die liberale Welt hatte anfangs dem Aufstande mißtrauisch zugesehen, da sein Ursprung unklar war und der belgische Pöbel sich in argen Noheiten erging. Nach dem blutigen Brüsseler Straßenkampfe schlug das Urtheil gänzlich um. Auch Brüssel hat seine drei Tage und seine drei Farben! — schrieb frohlockend Ed. Vans, und seine Gesinnungsgenossen in der liberalen deutschen Presse entdeckten mit wachsender Bewunderung Zug für Zug immer neue Ähnlichkeiten zwischen Belgien und dem Musterlande der Freiheit: sie nannten de Potter den belgischen Lafayette, Souvenels Brabançonne die belgische Marseillaise. Drei Farben, drei Tage, Lafayette, Marseillaise — was brauchte ein Volk mehr, um glücklich zu sein? und wer außer den entmenschten Schergen der Tyrannei konnte jetzt noch bestreiten, daß die Sonne über Europa im Westen aufging? —

Die so lange niedergehaltenen Parteien der deutschen Opposition atmeten fröhlich auf, als die erste Kunde von der großen Woche über den Rhein drang. Heinrich Heine nahm der radikalen Jugend das Wort von den Lippen, da er in übermütigem Jubel die Pariser Zeitungen als in Papier gewickelte Sonnenstrahlen begrüßte: „Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marseillaise — fort ist meine Sehnsucht nach Ruhe. Ich weiß jetzt wieder, was ich will, was ich soll, was ich muß. Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den gefeiten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zaubersegen ausgesprochen. Blumen, Blumen! Ich will mein Haupt bekränzen zum Todeskampfe. Ich bin ganz Freude und Gesang, ganz Schwert und Flamme!“ Mächtig wie die Freude im liberalen Lager war der Schrecken an den großen Höfen. Mit wachsender Besorgnis waren sie sämtlich den vermessenen Unternehmungen Polignacs gefolgt; eine so furchtbare Erschütterung, die das ganze mühsame Friedenswerk der Wiener Verträge wieder in Frage stellte, kam ihnen doch allen

